Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle
von
Ewald August König.

Fremd in der eigenen Heimath.

Der Eisenbahnzug war wieder abgefahren. Die Passagiere, die er gebracht hatte, verließen den Bahnhof und verschwanden bald darauf in den angrenzenden Straßen.

Nur einer blieb im Wartesaal zurück, ein großer hagerer Mann mit einem bleichen, abgehärmten Gesicht, dessen schmale Lippen ein ernster, an Verachtung grenzender Zug umspielte. Man konnte, ja man mußte annehmen, daß eine stürmische Vergangenheit hinter ihm lag, eine Vergangenheit, in Folge deren er mit der Welt, mit sich selbst zerfallen war.

Seine Kleidung war altmodisch und abgetragen, er schien das selbst zu bemerken, als er einen Blick in den hohen Spiegeln warf, denn eine leichte Röthe überzog flüchtig sein blasses Gesicht.

Er war der Letzte, der den Bahnhof verließ, er schien keine Eile zu haben, denn er wanderte langsam durch die Straßen und ließ seine Blicke prüfend umherschweifen, wie Einer, der nach langer Abwesenheit in seine Heimath zurückkehrt.

Vor dem Polizeigebäude blieb er stehen, er holte tief und schwer Athem, dann ging er hinein, und nach einigen Minuten stand er im Paß-Bureau vor dem visirenden Beamten. Er übergab ihm einige Papiere, die der Beamte langsam entfaltete.

„Wir haben Euch schon erwartet," sagte der Beamte, indem er den stechenden Blick forschend auf den hageren Mann heftete, „die Direction des Zuchthauses hat uns bereits mitgetheilt, daß Ihr heute hier eintreffen würdet.

Der Fremde zuckte zusammen und sein Gesicht wurde noch bleicher, aber der Beamte schien das nicht zu bemerken, er las mit halblanter Stimme:

„Der ehemalige Kaufmann Albert Rader wird nach Verbüßung einer ihm wegen Fälschung zuerkannten Strafe von zehn Jahren hiermit aus dem Zuchthause entlassen und seiner heimathlichen Behörde überwiesen. Seine Führung war im Allgemeinen gut, doch kann ihm ein Vertrauenszeugniß nicht gegeben werden.

„Signalement des p. p. Rader: Alter: fünfunddreißig Jahre, Statur: schlank, Haare: blond, Augen: blau, Nase: spitz, Mund: gewöhnlich, Kinn: rund, Bart: röthlich. Besondere Kennzeichen: Ein Muttermal in Form einer Rose auf dem rechten Arm." —

„Also Rader," wandte der Beamte sich jetzt wieder zu dem entlassenen Sträfling, „Ihr wißt, daß Ihr unter Polizei-Aufsicht steht und daß Ihr nichts thun dürft, ohne vorher die Erlaubniß der Polizei einzuholen. Sobald Ihr eine Wohnung gefunden habt, werdet Ihr es uns mittheilen, Ihr werdet Abends vor neun Uhr zu Hause sein und die Stadt nicht verlassen, kurz, Ihr werdet zu Allem, was Ihr thun wollt, vorher unsere Erlaubniß einholen."

„So hat die Qual noch immer kein Ende?" fragte Rader, dem jetzt das Blut in die Wangen geschossen war. „Habe ich noch nicht genug gebüßt für das Vergehen? Bin ich noch nicht unglücklich genug?"

Der Beamte heftete die stechenden Augen durchdringend auf den hageren Mann.

„Was habt Ihr zu raisonniren?" erwiderte er. „Ihr fügt Euch dem Gesetz, verstanden? Ihr hättet die Folgen bedenken sollen, ehe Ihr die Fälschung beginget, jetzt ist es zu spät! — Marsch, binnen vierundzwanzig Stunden meldet Ihr mir, wo Ihr eine Wohnung gefunden habt!"

Er zeigte auf die Thür, und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ging Rader hinaus. Er hatte diesen Empfang erwartet, er mußte ihn erwarten, er war ja ein Zuchthaussträfling und als solcher aus der Gesellschaft ausgestoßen.

Was sollte er nun thun? Wo sollte er ein Unterkommen, wo Arbeit und Verdienst finden? — Der Gefängnißprediger im Zuchthause hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an den „Verein zur Fürsorge entlassener Sträflinge" mitgegeben und dabei erklärt der Verein würde für ihn sorgen, ihm eine Stelle verschaffen und in allen Angelegenheiten mit Rath und That ihm beistehen. Er erinnerte sich dieses Schreibens; wenn er auch kein großes Vertrauen darauf setzte, so wollte er es doch abgeben und hören, welches Anerbieten man ihm machte.

Die Wohnung des Secretärs dieses Vereins war bald gefunden, den frommen und reichen Herrn kannte ja fast jedes Kind in der großen Stadt.

Jonathan Rabe empfing den entlassenen Sträfling in einem sehr eleganten, mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Gemach und las das Empfehlungsschreiben so flüchtig und gleichgültig, wie er einen unbedeutenden Geschäftsbrief gelesen haben würde, dann sah er seinen Gast prüfend an.

„Sie haben zehn Jahre gesessen?" fragte er. „Wurden Sie während dieser Zeit niemals der Gnade Seiner Majestät empfohlen."

„Nein," erwiderte Rader, „ich hatte keine Fürsprache."

„Sie würden sie gehabt haben, wenn Ihre Führung tadellos gewesen wäre."

„Ich habe niemals eine Disciplinarstrafe erhalten."

„Das allein thut es nicht," sagte der Secretär des menschenfreundlichen Vereins; „in jenem Hause wird jeder Sträfling beobachtet, und glauben Sie mir, die Beamten haben Erfahrung und Scharfblick genug, um einen Charakter zu erforschen. Aber sehen wir davon ab, — was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich werde eine Buchhalterstelle suchen."

„Können Sie eine solche Stelle verwalten?"

„Ich war Kaufmann."

„Haben Sie Sprachkenntnisse?"

„Ich spreche Englisch und Französisch."

„Hm, Sie werden im Zuchthause Alles verlernt haben!"

„O nein, in meinen freien Stunden und in den schlaflosen Nächten habe ich memorirt und mich weiter zu bilden gesucht."

„Haben Sie in diesen freien Stunden auch sich selbst zu erkennen gesucht?" fragte Herr Jonathan Rabe mit scharfer Betonung. „Haben Sie einen Halt gefunden an dem Worte Gottes und reuige Besserung gelobt? Sehen Sie, das ist die erste Bedingung zur Rückkehr in die menschliche Gesellschaft. Der Verein erwartet und verlangt von Jedem, dessen er sich annimmt, daß er die Kirche fleißig besucht, das Wirthshaus meidet und einen gottesfürchtigen Lebenswandel führt. Nur, wenn diese Bedingung erfüllt wird, kann der Verein ihm Hülfe und Beistand gewähren, und ich frage Sie nun, wollen Sie diese Bedingung erfüllen?"

„So weit es in meinen Kräften steht," antwortete Rader, vor dem forschenden Blick des frommen Herrn die Augen niederschlagend.

Rabe hatte einen Secretär geöffnet und eine Schublade herausgezogen.

„Der Verein hat augenblicklich keine Stelle zu vergeben," sagte er, „aber er wird Ihnen mit einer Geldunterstützung unter die Arme greifen; Sie werden natürlich Sorge tragen, daß Sie sobald als möglich ein Unterkommen finden. Hier sind zwei Thaler, mehr können wir leider nicht zahlen, denn unsere Mittel sind noch gering, und die Zahl Derer, die unsere Hülfe fordern, ist groß."

Rader hatte sich von seinem Sitz erhoben, jäh loderte die Gluth des Zornes in seinen Augen auf, und ein Zug der Verachtung umzuckte seine Lippen.

„Wenn das Alles ist, was Sie mir bieten können, dann will ich lieber auf die Güte Ihres Vereins verzichten," sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe; „die Annahme der Unterstützung würde mich von dem Verein angängig machen, und diese Abhängigkeit wäre mir nicht allein drückend, sondern auch hemmend. Und was, mein Herr, kann diese kleine Summe mir nützen? Sie wäre rasch verausgabt, und aus Ihren Erklärungen geht mir hervor, daß ich auf mehr nicht rechnen darf. Deshalb ist es besser, ich verlasse mich auf mich allein — leben Sie wohl!"

Der hagere Mann verließ um eine Hoffnung ärmer das Haus des reichen Mannes und ging in eine Schenke, wo er ein Butterbrod und ein Glas Bier forderte.

Die Mittel, die er besaß, reichten nur für einige Tage, — was dann, wenn sie aufgezehrt waren?

Er stützte das Haupt auf den Arm und versank in Nachdenken, die Bilder der Vergangenheit zogen an seinen geistigen Augen vorüber. Er gedachte seiner Kindheit, die schönen, fröhlichen Tage, die er im Elternhause verlebt hatte, die Liebe seiner guten Mutter und der Nachsicht seines Vaters — ja, seine Jugend war sonnig gewesen, sie hatte ihm viel duftige Blüthen geboten, und nur selten war eine dunkle Wolke flüchtig über die Sonne hinweggezogen.

Die Stürme kamen, als seine Eltern ihm entrissen wurden, die Stürme, die verheerend über die Blüthen hinwegbrausten.

Wenn er damals festgehalten hätte an den Lehren, die seine guten Eltern ihm gaben! Wenn er der Versuchung widerstanden, seine Leidenschaften bezwungen hätte! Ja — wenn! Die Reue kam zu spät, und selbst der ernste Vorsatz, ein anderes Leben zu beginnen, konnte die Vergangenheit nicht vergessen machen.

Zehn Jahre seines Lebens hatte er verloren, zehn der besten, schönsten Jahre, zehn Jahre seines Frühlings! Er hatte sie vertrauern müssen in dem großen, trostlosen Hause mit den vergitterten Fenstern, und jede Stunde dieser langen Zeit war ihm ein Schandfleck auf seiner Ehre.

Sahen sie ihm nicht Alle an, daß er ein entlassener Sträfling war? Waren nicht alle Blicke forschend auf ihn gerichtet?

Er fuhr aus seinem Brüten empor, der Kellner stand vor ihm und forderte Zahlung.

Wie? Vertraute man ihm nicht so viel, daß man fürchtete, er würde sich ohne Bezahlung davon machen? Trug sein Gesicht wirklich den Stempel des Verbrechens? Er warf das Geld auf den Tisch und forderte das Adreßbuch der Stadt; er blätterte lange darin, und als er gefunden hatte, was er suchte, heiterte sein Antlitz sich wieder auf. Er schien nicht erwartet zu haben, daß er das Gesuchte finden werde.

Wie Mancher begegnete ihm jetzt in der Mittagsstunde, den er vormals gekannt, ja seinen Freund genannt hatte! Er kannte sie Alle, erinnerte sich ihrer beim ersten Anblick, aber ihn kannte Keiner, ihre Blicke streiften gleichgültig an ihm vorbei.

Hatten seine Züge so sehr sich geändert? Ja, zehn Jahre waren eine lange Zeit und zehn Jahre im Zuchthaus gingen auch über den stärksten Mann nicht spurlos hinweg. — Zehn lange, furchtbare Jahre!

Der entlassene Sträfling stand vor einem kleinen Hause und sah zu den Fenstern des ersten Stockwerks hinauf, trat dann zur Thür und zog die Glocke.

Denselben sauberen, freundlichen Eindruck, den das Aeußere des Häuschens machte, machte auch das Innere der Hausflur mit den dunklen Teppichen, den dunkelgrünen Lorbeerbäumen und den reichen Gypsstatuetten an den Wänden.

„Ich wünsche mit Fräulein Fuchs zu reden," sagte Rader als Antwort auf den fragenden Blick des schmucken Dienstmädchens.

„Wen darf ich melden?" fragte das Mädchen.

„Der Name thut nichts zur Sache,"

Das Mädchen zögerte noch einen Augenblick, ging aber doch und kehrte schon bald mit der Erwiderung zurück, Fräulein Fuchs wolle den Herrn empfangen.

Der hagere Mann folgte ihr, er trat in ein reizendes Gemach, in das mit Geschmack und Pracht ausgestattete Boudoir einer vermögenden Dame.

Das Fräulein erhob sich von dem eleganten Schreibtisch, an welchem es gesessen hatte und richtete die großen, dunklen Augen, auf den Eintretenden.

Sie war eine noch junge Dame, kaum dreißig Sommer alt, eine schöne anmuthige Erscheinung. Nur wenn man ihr scharf in's Antlitz blickte, entdeckte man etwas Herbes in ihren Zügen, Etwas, was, wie bei Rader auch, auf eine stürmische Vergangenheit deutete.

Ihre Toilette war elegant, wie die Ausstattung des Gemachs, und ihre Haltung hatte etwas Entschiedenes, ja Herausforderndes.

Rader war an der Thür stehen geblieben, sein Blick war fest auf die junge Dame geheftet.

„Caroline!" sagte er leise.

Sie fuhr erschreckt zusammen und trat einen Schritt näher, sie erkannte erst den Fremden, ein leiser Schrei entfuhr ihren Lippen.

„Was führt Sie hierher?" fragte sie. „Ist die Zeit schon abgelaufen?"

Der hagere Mann lachte bitter; ohne eine Einladung dazu abzuwarten, ließ er sich auf den mit rothem Sammet überzogenen Divan nieder.

„Ist dein Gedächtniß so schwach geworden?" fragte er mit beißendem Spott. „Wußtest du nicht, daß ich wiederkehren würde?"

Die junge Dame hatte das schöne Haupt trotzig zurückgeworfen, ein Blick der Verachtung traf aus den blitzenden Augen den entlassenen Sträfling.

„Ich weiß nicht, was Sie berechtigt, in diesem Tone mit mir zu sprechen," sagte sie. „Wenn Sie früher vielleicht die Berechtigung dazu hatten, so müssen Sie doch nun einsehen, daß heute nicht mehr die Rede davon sein kann; das Urtheil, welches Sie zu einer entehrenden Strafe verurtheilte, hat das Band, welches mich an Sie kettete, zerrissen. Das mußten Sie selbst wissen, und deshalb finde ich es unverschämt, daß Sie es wagen, sich mir zu nähern."

Das Gesicht des hageren Mannes war fahl geworden, bei den ersten Worten hatte er die Hände geballt, als ob er das Mädchen mit einem Faustschlage niederstrecken wollte, aber im nächsten Augenblicke glitt wieder das alte bittere und verächtliche Lächeln über seine Lippen.

„Ich hätte das erwarten können," sagte er, und auch in dem Tone seiner Stimme spiegelte sich eine Fülle von Verachtung. „Undank ist ja der Welt Lohn, und ich lernte deinen Charakter nach meiner Verurtheilung kennen."

„Mein Herr, diese Sprache —"

„Du mußt sie hören, Caroline, wenn du verhüten willst, daß ich meine früheren Beziehungen zu dir veröffentliche. Weißt du noch, was du mir damals sagtest, als meine Mittel erschöpft waren? Deinetwegen hatte ich mich ruinirt, das Vermögen meiner Eltern vergeudet, deinetwegen wurde ich ein Fälscher.

„Bah, mir kann man nichts vormachen!" sagte Caroline achselzuckend.

„Nein, es ist wahr," erwiderte Rader, „Du hast den Schein stets zu wahren gewußt, Du bliebst in den Augen der Welt eine ehrbare Jungfrau."

„Und auch in Deinen Augen!"

„Auch in meinen Augen. Du hast mir niemals mehr als einen Kuß erlaubt, und ich habe auch nie mehr von meiner Braut gefordert. Dein Vater hatte Schulden hinterlassen, und Du liebtest den Putz, für Beides wurde ich in Anspruch genommen, und daneben mußte ich auch für Deine Genußsucht manches schwere Opfer bringen. Ja, wenn ich nicht so vernarrt in Deine Reize gewesen wäre! Mit meinem Vermögen war ich bald fertig, und Du fordertest immer mehr, und als ich Dir erklärte, daß ich nun selbst verschuldet sei, da antwortetest Du mir, ein gescheidter Kopf wisse immer Mittel und Wege, sich Geld zu verschaffen."

„Es mag sein, daß ich das gesagt habe," erwiderte Caroline gelassen. „Was wollen Sie mir damit beweisen?"

„Daß Sie mich auf die Bahn des Verbrechens gelenkt haben, Caroline!" fuhr der hagere Mann zornig auf. „Können Sie das leugnen? Sie kannten meine Fertigkeit in der Nachahmung fremder Handschriften, Sie überredeten mich, von diesem Talent, wenn man es Talent nennen darf, Gebrauch zu machen. Sie gaben mir die Anleitung und hatten nicht ein Wort des Bedauerns für mich, als die Anklage wider mich erhoben wurde. Caroline, ich habe Ihnen in jener Zeit mehrmals geschrieben, Sie antworteten mir nicht, ja, Sie haben dem Manne, den ich Ihnen schickte, die Thüre gezeigt."

„Und dazu war ich berechtigt," sagte das Mädchen trotzig. „Es war Ihrerseits unverschämt, diesen Mann mir zu schicken. Sie mußten wissen, wie weit Sie gehen durften; ich habe nichts Unbilliges von Ihnen verlangt, es war Ihre Schuld, wenn Sie den Weg zum Abgrunde betraten."

„Meine Schuld!" wiederholte Rader in bitterem Tone. „Ja, gewiß, ich wurde allein dafür verantwortlich gemacht, ich hatte ja allein die That begangen. Und ich habe auch allein die Strafe getragen. — In den Jahren, die ich im Zuchthause verbrachte, ist es Ihnen gut gegangen, wie ich sehe."

Caroline klemmte die Lippen aufeinander, sie mußte ja den Hohn in den letzten Worten entdecken.

„Ich habe geerbt," erwiderte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Natalie.

Die Geschichte eines glücklichen Unfalls.

„Natalie," sagte Mistreß Wilmot Davenport, „thue mir den Gefallen und gehe hinab und hilf Jane. Wenn du für sie die Wäsche sprenkeltest und sie zusammenlegtest, dann könnte sie die Küche für morgen vorbereiten. Wir haben für das Picnic ich weiß nicht wieviele Pasteten und Kuchen versprochen."

Das so angeredete Mädchen hatte ein sanftes Gesicht, klare Augen, war achtzehn Jahre alt und ihre schönen Haarflechten waren von der Stirn entfernt, welche die Aufmerksamkeit jedes Bildhauers und jedes Malers auf sich gezogen haben würde, und deren ruhige, angeborene Schönheit die Bewunderung jedes Mannes auf sich zog. Sie war ein wenig bläßer, als sie hätte sein sollen, und gelegentlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, und manchmal holte sie tiefer Athem, als es gewöhnlich der Fall war, als habe sie geheime Sorgen und Leiden, von denen sie nie sprach. Sie hatte eben ein Buch ergriffen, um zu lesen, und als ihre Stiefmutter sprach, legte sie es bei Seite und versuchte zu lächeln, was ihr aber nicht gelang.

Es war des Abends zu einer frühen Stunde und die Astrallampe brannte hell auf dem Tische; an der entgegengesetzten Seite des Tisches von Natalien saß eine andere junge Dame von ungefähr dem gleichen Alter, — eine junge reich geputzte Dame, mit schönen Juwelen geziert — und sie war auch sehr hübsch, obschon für einen beobachtenden, erfahrenen Mann ein einziger Blick hinreichend gewesen sein würde, um zu erkennen, daß ihre Schönheit nur äußere, keine innere war. Diese junge Dame beschäftigte sich mit einer delicaten Stickerei.

Die Dame, welche Natalie angeredet hatte, — Mistreß Wilmot Davenport, — war von mittlerem Alter, etwas überputzt, aber dem Anscheine nach doch eine vollkommene Lady. Und sie war nicht ohne Schönheit; sie mußte in der That in ihrer Jugend blendend schön gewesen sein, obschon Die, welche sie am besten kannten, niemals im Stande gewesen waren, in dem Glanze ihres Lächelns irgend eine großmüthige Wärme des Herzens zu entdecken.

Mistreß Wilmot Davenport war zwei Mal verwittwet. Ihr erster Gatte war Chester Bray, und in dieser Ehe wurde sie Julia's Mutter, die junge Dame, die sich eben mit einer Stickerei beschäftigte. Ihr zweiter Mann war Wilmot Davenport, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter. Derselbe war auch Wittwer, als er sie heirathete, und Natalie war das Kind aus seiner ersten Ehe, und so kamen Julia Bray und Natalie Davenport als Schwestern zusammen, und wahrscheinlich würden sie sich fortwährend wie Schwestern geliebt haben, wäre Wilmot Davenport am Leben geblieben. Aber Herr Davenport starb fünf Jahre nach seiner zweiten Verheirathung, ohne daß aus dieser Ehe ein Kind vorhanden war. Er war ein freigebiger, großmüthiger Mann gewesen, — verschwenderisch, wenn seine Sympathie ihn dazu verleitete, — und bei seinem Tode hinterließ er kein großes Vermögen. Sein Nachlaß bestand in einem hübschen Hause, einer kleinen Summe in der Bank und zum Hause gehörten mehrere Morgen guten Landes in dem Mittelpuncte des Ortes. Dieses Land stieg nach Davenport's Tode in kurzer Zeit sehr in seinem Werthe, und durch den Verkauf einzelner Theile desselben gewann die Wittwe so viel, daß sie ganz anständig leben konnte.

Vielleicht war es natürlich, daß Mistreß Davenport für ihre eigene Tochter parteiisch war, und während der Jahre ihrer Wittwenschaft nur suchte, Julia zu einer Lady zu machen und Natalie die Hausarbeiten verrichten zu lassen. Und jetzt, wo die Mädchen erwachsen waren, war ihr Gedanke nur darauf gerichtet, für ihre Julia eine passende Partie zu finden, und bis dieses Ziel erreicht war, mußte Natalie in den Hintergrund geschoben werden; denn mochte sie die Thatsache sich eingestehen oder nicht, so konnte sie sich doch nicht dem Eindrucke entziehen, daß in der Anziehungskraft, welche aus dem Herzen und Geiste entsprang, ihre Stieftochter Julien weit überlegen war.

Und von allen jungen Männern ihrer Bekanntschaft war Dr. Edmund Cooper Derjenige, den sie ihrer Tochter sichern wollte. Er war nicht blos ein Bild der männlichen Schönheit, die sich auf eine vollkommene Gesundheit und Kraft stützte, sondern er war auch ein sehr gebildeter Mann und ein ausgezeichneter Arzt, der in seinem Berufe einen hohen Rang einnahm und bereits ein schönes Vermögen besaß.

Wie wir bereits erwähnt haben, legte Natalie ihr Buch bei Seite und versuchte zu lächeln.

„Du siehst," fuhr Mistreß Davenport fort, „daß Julia beschäftigt ist, und ich habe das Vertrauen zu dir, daß du gern gehen wirst?"

Bei diesen Worten drangen Thränen in Nataliens Augen, aber sie kehrte sich schnell um, um sie zu verbergen. Beschäftigt? War sie nicht den ganzen langen Tag mit häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen, während Julia am Piano saß oder spazieren gegangen war? Und jetzt, wo sie sich seit dem Morgen zum ersten Male niedergesetzt hatte, wurde sie wieder in die Küche geschickt. Aber sie sprach nicht davon, sondern sie ging hinab zu Jane, die über ihre Ankunft sehr erfreut war.

„Mein theures Kind, sagte Mistreß Davenport, als Natalie sich entfernt hatte, „ich erwarte diesen Abend den Dr. Cooper hier. Ich sah ihn diesen Nachmittag und er sagte mir, er wolle diesen Abend zu uns kommen, weil er hoffe, sich eine Dame für das Picnic zu sichern."

„Sagte er," daß er mich nehmen wolle?" fragte Julia, die vor freudiger Aufregung erröthete.

„Nein, — er erwähnte keinen Namen; aber wenn er dich allein hier findet, dann kann er nicht wohl eine andere wählen."

„O, ich bin so froh, daß Sie Natalie fortschickten. Ich weiß, Sie möchte den jungen Doctor gar zu gern erhaschen."

„Ich wünsche nur Dein Glück, liebes Kind!" sagte die Mutter in einer sentimentalen Art, „und ich vertraue, du wirst keine Gelegenheit unbenutzt vorüber gehen lassen, Dr. Cooper ist ein schöner junger Mann."

„Ich halte ihn für vollkommen!" rief Julia.

„Dann benutze die Gelegenheit gut. Wir brauchen unsere Kriegslist nicht vor einander zu verbergen. Seit länger als einem Monat habe ich Natalien ihm fern gehalten; und ich weiß, daß er zu fühlen beginnt, sie suchte ich auszuweichen. Die Ereignisse dieses Abends sollen deine Eroberung besiegeln! Blicke so sanft, wie nur möglich, mein Kind, und sei recht sorgsam, bescheiden und zurückgezogen zu scheinen."

Und kurz nachher Dr. Cooper und wurde in das freundliche kleine Besuchzimmer gewiesen, wo er von der Mutter mit dem freundlichsten Lächeln und von von der Tochter mit einer sehr bescheidenen Begrüßung bewillkommt wurde. Er war sicher ein Mann, den zu gewinnen ein Mädchen stolz sein konnte. Eins der wichtigsten Elemente seines Erfolgs als Arzt lag in seinem glücklichen, ermuthigenden Lächeln, das aus einem großen und guten Herzen kam und ihn erwärmte und sein hübsches Gesicht so oft erleuchtete.

Dr. Cooper setzte sich nieder und nach einiger Zeit fragte er nach Natalien, und Mistreß Davenport entdeckte, daß seine Stimme etwas sanfter war, als er diesen Namen aussprach.

„Natalie," sagte sie, ohne die Falschheit, die sie eben aussprechen wollte, im Mindesten zu verrathen, „fühlt sich nicht ganz wohl und hat sich zurückgezogen."

„Ich hoffe, sie ist nicht krank?"

„O, nein!" Und die Stiefmutter nickte bedeutend, als sie hinzufügte: „Ich glaube, sie wünschte nicht Gesellschaft zu sehen."

„Sie erwartete also Besuch?" fiel ihr der Doctor ins Wort, dessen Stimme bewegter war.

„Ich hatte erzählt, Sie würden uns besuchen," antwortete Mistreß Davenport, ihre Worte scharf betonend.

Sie überließ es dem Dr. Cooper, daraus seine Schlüsse selber zu ziehen, und als er sich nun erinnerte, daß Natalie seit einem Monate ihn in derselben Art zu vermeiden gesucht hatte, so war der ihm aufgezwungene Schluß keineswegs ein erfreulicher. Sein Besuch wurde nicht verlängert, aber ehe er sich entfernte, bat er Julia, ihm zu erlauben, sie morgen zu dem Picnic begleiten zu dürfen. Er hatte der Mistreß Davenport gesagt, in welcher Absicht er des Abends das Haus besuchen wolle, und ohne ein solches Anerbieten fortzugehen, schien ihm eine Beleidigung für die Tochter des Hauses, besonders da sie ihm bestimmt zu verstehen gegeben hatten, daß Natalie an dem Picnic keinen Theil nehmen wolle. Julia nahm das Anerbieten sehr erfreut an und kurz nachher nahm Dr. Cooper Abschied.

Während dieser Zeit war Natalie in der Küche mit dem Besprenkeln und Zusammenfalten der Wäsche sehr thätig beschäftigt, während die Köchin Jane sich mit dem Herstellen des Backwerks für das Picnic am folgenden Tage beschäftigte. Während Beide arbeiteten, trat der alte Peter in die Küche. Er war der Gärtner. Sein Häuschen war nur wenige Klafter entfernt, und er hielt die Gärten eines halben Dutzend Familien in Ordnung. Er war alt und lahm, aber einsichtsvoll und treu, und Blumen waren seine Lieblingskinder, die er mit der zärtlichsten Sorgfalt und mit Stolz pflegte.

Peter zündete seine Pfeife an und rauchte, während die beiden Frauenzimmer neben ihrer Arbeit freundlich mit ihm plauderten. Jane war beschäftigt, ein Backwerk in der Bratpfanne zu fertigen.

„Sehen Sie sich um!" sagte Peter, dessen Geruchsnerven sehr scharf waren. „Sie werden das Backwerk verbrennen, wofern Sie nicht vorsichtig sind."

Und er sprach nicht ohne Grund, denn das Fett in der Bratpfanne war siedend und sprudelnd und das Backwerk drohte wirklich zu verbrennen. In ihrer Eile, die Bratpfanne an eine Stelle zu setzen, wo sie dem Feuer weniger ausgesetzt war, ließ Jane den Henkel aus ihrer Hand entschlüpfen, und in ihrer Anstrengung, das siedende Fett zu retten, schüttelte sie dasselbe über ihre Arme, die schrecklich verbrannt wurden. Peter und Natalie eilten ihr zu Hülfe, und als dieselbe auf einen Stuhl geführt hatten, entschied der alte Gärtner, es müsse sofort ein Arzt herbeigerufen werden. Natalie schlug vor, ihre Stiefmutter herbeizurufen; aber Peter verneinte das schnell und entschieden.

„Um des Himmels willen," rief er aus, „das würde das Schlimmste sein, was Sie thun könnten. Sie würde wahnsinnig werden. Sie ist gar nicht im Stande, in einem solchen Falle zu helfen. Nein, nein, laufen Sie nach einem Doctor, liebe Miß, so schnell, wie Sie nur können. Ich würde gehen, meine alten Beine sind schrecklich langsam. Gehen Sie und ich will, bis der Doctor kommt, die Umschläge von kaltem Wasser fortsetzen."

Ein flehender Klagelaut von Seiten der leidenden Köchin bestimmt Natalie, ein leichtes Tuch über ihren Kopf zu werfen und sich auf den Weg zu begeben. Als sie die Straße erreicht, fragte sie sich, welchen Doctor sie rufen sollte. Es gab deren zwei, die nicht sehr entfernt wohnten. Dr. Cooper war der Beste, aber zu ihm konnte sie nicht gehen. Sie wagte es nicht. Bei dem bloßen Gedanken verlor sie den Muth. Er hatte sie vermieden und vernachlässigt; und über ihr Leben hatte sich, seitdem sein Lächeln demselben entzogen war, Dunkelheit verbreitet. Nein, — sie wollte den Dr. Thomas rufen — und mit diesem Gedanken eilte sie voran.

In dem Augenblick, wo sie im Lichte einer Straßenlaterne voranschritt, tönte eine Stimme in ihr Ohr. Sie hatte auf ihrem Mann eingeholt, den sie aber nicht bemerkt hatte.

„Natalie!"

Sie stand still, kehrte sich um und die Hand Edmund Cooper's wurde leicht auf ihren Arm gelegt.

„Natalie, wohin eilen Sie so schnell? Was ist vorgefallen?"

Sie konnte nicht anders, sie mußte es ihm erzählen; und als sie ihm die Geschichte des Unfalls erzählt hatte, kehrte er sich um, um sie zurück zu begleiten.

„Sie wollten zu mir gehen?" fragte er.

„Ich hatte an beide Aerzte, an Sie und Dr. Thomas gedacht," antwortete sie ausweichend.

„Und wurden Sie aus Ihrem Bett gerufen, um diese Botschaft zu übernehmen?"

Natalie blickte ihn verwundert an.

„Aus meinem Bett gerufen?" wiederholte sie.

„Ja. Waren Sie nicht früh zu Bett gegangen?"

„Nein, Sir. Ich war in der Küche und arbeitete, als der Unfall sich ereignete."

„Und wußte Ihre Stiefmutter, wo Sie waren?"

„Das mußte wohl der Fall sein, da sie mir selbst die Arbeit aufgetragen hatte."

„Warten Sie!" rief Cooper sehr aufgeregt; aber sofort fügte er in einem ruhigeren Tone hinzu: „Wir dürfen hier nicht verweilen. Wir können sprechen, während wir gehen. Es mag noch andere Leidende geben, als die sich versengt und verbrannt haben. Verzeihen Sie mir, Natalie, aber ich will nicht länger aus Mangel an Kenntniß der Wahrheit leiden. Sagen Sie mir: Haben Sie aus eigenem Antriebe mich während der letzten Wochen absichtlich vermieden?"

„Nie!" antwortete das zitternde Mädchen. Und ihr Blick zeigte ihre Ueberraschung bei dieser Frage.

„Ist es möglich, daß ich getäuscht worden bin?"

„Und Sie," fragte Natalie, von einem Antriebe, dem sie nicht widerstehen konnte, gedrängt, „haben Sie mich nicht vermieden?"

„Sie vermieden?"

Dr. Cooper blieb auf dem Trottoir stehen stehen und blickte in das Gesicht seiner Begleiterin, und bei dem schwachen Sternenlicht konnte er sehen, wie sich Thränen in Nataliens Augen drängten.

„Sie vermieden?" wiederholte er. „Natalie, mir geht ein Licht über das Geheimniß auf. Aber ehe man eine andere Intrigue gegen uns anzetteln kann, antworten Sie mir auf meine Frage. Wenn Sie wußten, das ich Sie gesucht habe und das man Sie verleugnet hat; wenn Sie wüßten, daß mein Herz während diesen langen, traurigen Wochen nur Ihnen gehört hat; wenn Sie wüßten, wie sehr ich Gott drum angefleht habe, er möge erlauben, Ihr Herz für das meinige zu gewinnen; wenn Sie das Alles wüßten, o, Natalie!"

Mit einem unterdrückten Schluchzen sank sie an seine Brust, indem sie, als sie das that, murmelte:

„O, Edmund, das würde der Himmel sein."

„Und Sie wollten mich nie vermeiden?"

„Nie!"

„Und Sie wollen mein sein und als meine Gattin mit mir durch's Leben gehen?"

„Ja!"

Und nun eilten sie voran und fanden die leidende Köchin in großen Schmerzen, aber nicht gefährlich verletzt. Dr. Cooper verschaffte ihr schnell Linderung und versprach ihr baldige, völlige Genesung.

Was aber die beiden Damen im Besuchzimmer betraf, so wußten sie, sobald sie den Doctor und Natalie zusammen sahen, daß ihr Spiel verloren sei. Mistreß Davenport war aber dennoch sehr freundlich, als sie auf die förmliche Werbung des Dr. Cooper um die Hand Nataliens ihre Einwilligung zu dieser Verbindung ihrer Stieftochter gab, und sie war um so freundlicher, weil weder der Doctor, noch Natalie sich irgend eine Anspielung erlaubten, daß ihre Intrigue und Falschheit ihnen bekannt sei. In ihrer großen Freude konnten sie das ebensogut vergessen, wie vergeben.

Eine Irre als Zeugin.

Auf einem Gut in der Nähe von Brüssel lebte als alter Junggesell der Baron de Fleche, und unter seinem Schutze ein Fräulein Lucie Billiers, welche eine Waise und die Erbin eines großen Vermögens war. Das Haus, welches sie bewohnten, hatte der Baron, seit er das junge Mädchen, die Tochter seines früh verstorbenen Jugendfreundes, zu sich genommen, Monplaisir genannt. Er liebte sie wie seine Tochter. Sie war zu der Zeit, wo diese Erzählung beginnt, zwanzig Jahre alt, hatte viel Anmuth, besaß ein gefühlvolles Herz und wäre sehr hübsch gewesen, hätten nicht Pockennarben ihr Gesicht entstellt.

Der Baron hatte eine Schwester; sie war Wittwe, hieß Frau Morant und lebte mit ihrem erwachsenen Sohne Franz in einer anderen Gegend Belgiens, nämlich auf einem Gütchen war kein werthvoller Besitz; die Morants gehörten nicht zu den bemittelten Leuten, aber man wußte, daß der reiche Herr von Fleche seinen Neffen Franz zum seinem Universalerben eingesetzt hatte, dabei machte der Alte indeß stillschweigend eine Bedingung: Franz sollte sein Pflegekind heirathen; er wünschte dies um so entschiedener, da er bemerkte, daß seine liebe Lucie trotz ihres stillen und sonst so ruhigen Wesens eine glühende Leidenschaft für den hübschen und heiteren jungen Mann hegte. Er zweifelte nicht, daß, was er wünschte, geschehen werde; der Hauptzug seines Charakters war eine unbezwingliche Halsstarrigkeit.

Allein Franz empfand für Lucie nur wie ein Freund oder Bruder; sein Herz hatte er einem Andern geschenkt. In Lüttich war er mit einem Fräulein Karoline Sillet bekannt geworden, der Tochter einer Capitainswittwe. Das Mädchen war arm, aber schön; er verliebte sich in sie, ward erhört und verlobte sich mit ihr, ohne seinem Onkel von diesem Schritt Nachricht zu geben. Seine künftige Schwiegermutter lebte auf größerem Fuße als ihre bescheidenen Mittel gestatteten, war verschuldet und vertröstete ihre Gläubiger nun auf die bevorstehende reiche Heirath Karolinens. Zwar sah sie von dem Baron Widerstand gegen diese Verbindung voraus; aber sie meinte, er werde sich hinterher schon darein ergeben müssen. Frau Sillet war bekannt dafür, daß sie ihren Willen allemal so oder so durchzusetzen wisse. Sie besaß die Energie eines Mannes und war in ihren Mitteln nicht wählerisch.

Doch erhielt der Baron durch ein Gerücht Kunde von der Verlobung seines Neffen. Er mochte nicht daran glauben, wollte indeß die Sache alsbald aufklären. Er kränkelte seit einiger Zeit und es schien ihm um so mehr nöthig, die Angelegenheit, die ihm am Herzen lag, zur Entscheidung zu bringen. Er setzte sich mit Lucien in den Wagen und reiste nach Sarmont. Nicht weit von dem Landhause, welches seine Schwester bewohnte, stand ein Gasthaus „zum schwarzen Bären"; hier kehrten sie ein. Sobald Franz Morant des Barons Ankunft erfuhr, machte er ihm seine Aufwartung. Der Alte befand sich unwohl und verschob daher die Verhandlung, welche der Zweck seiner Reise war auf den drittfolgenden Tag; er sagte es seinem Neffen, ohne auf den Gegenstand jetzt näher einzugehen, aber Franz merkte wohl, welch' Unwetter bevorstand. Er vertraute es brieflich seiner Karoline, und diese theilte es ihrer Mutter mit, welche sofort, spät Abends, sich aufsetzte und nach Sarmont fuhr, wo sie mit Franz eine lange Unterredung hatte.

Am dritten Tage fanden sich, wie der Baron es bestimmt hatte, Frau Morant und Franz bei ihm ein, und letzterer wurde nun von dem Alten ins Verhör genommen. Franz gestand ohne weiteres sein Verhältniß zu Karoline Sillet ein und sprach trotz der Bitten und Thränen seiner Mutter den festen Entschluß aus, Karolinen und nicht Lucien, so sehr er diese auch achte, zu heirathen. Ein heftiger Zornausbruch des Onkels folgte, dann eine ebenso heftige Entgegnung des Neffen. Der Streit endete damit daß der Baron erklärte, er werde sein Testament widerrufen und sein ganzes Vermögen seiner Lucie hinterlassen, worauf Franz Morant voll Muth davon ging, um Rath und Trost bei Frau Sillet zu suchen.

Am nächsten Tage machte der Baron ohne Begleitung Luciens bei seiner Schwester in Sarmont seinen Abschiedsbesuch, speiste bei ihr zu Mittag und ritt dann um acht Uhr Abends langsam die einsame Landstraße hinab, die von dem Gute nach seinem Hotel führte. Es war im September, daher um diese Zeit schon dunkel, aber bald beleuchtete der helle Mond seinen Weg.

Ungefähr zu derselben Stunde, um acht Uhr, trat Franz Morant, von der Rebhuhnjagd kommend, in das Gastzimmer des „schwarzen Bären." Der kleine Knabe des Wirthes ergötzte sich gerade damit, auf einem großen Bogen Papier die anwesenden Gäste abzumalen. Er bat Franz, ihn auch abmalen zu dürfen. Lachend willigte dieser ein, saß still, als an ihn die Reihe kam, und der Knabe war mit seinem Bilde gerade fertig, als Leute hereinstürzten und meldeten, man habe den Herrn Baron de Fleche auf der Landstraße, halbwegs zwischen dem Gutshofe und dem Hotel blutbedeckt und todt gefunden. Die Nachricht war nur zu wahr. Als die Insassen des Hotels zur Stelle kämen, sahen sie den alten Mann auf dem Wege liegen. Er war eine Leiche; im Rücken hatte er eine tiefe Wunde; er war offenbar meuchlings erschossen worden. Sein Pferd weidete ruhig auf der Wiese neben der Landstraße. Man brachte die Leiche ins Hotel und legte sie ins Zimmer, das der Verstorbene bewohnt hatte. Polizei und Gerichtsbeamte umstanden sie, vernahmen die Personen, welche zuerst an den Platz des Verbrechens gekommen waren; dieselben konnten nur sagen, daß sie um ein Viertel auf neun in der betreffenden Gegend einen Schuß gehört, und als sie hingeeilt, den Baron bereits sprachlos und sterbend gefunden. Lucie hatte der Schreck und der Schmerz über das entsetzliche Ereigniß in eine todtähnliche Ohnmacht geworfen; man hatte sie mit Mühe wieder ins Bewußtsein gebracht man glaubte sie nun in ihrem Zimmer eingeschlummert. Plötzlich erschien sie wieder; in ihrem Nachtkleide und starren Blicks trat sie herein, schritt auf die Leiche zu offenbar schlafwandelnd, und sprach langsam, leise, doch Allen verständlich: „Ihr wollt wissen, wer den Baron ermordet hat. Ich will es Euch sagen. Sein grausamer Neffe, Franz Morant, hat ihn todtgeschossen. Ergreift ihn; er wird Euch sonst entwischen. Er ist der Möder; 'ch will Euch einander Mal sagen, warum er es that. Dann glitt sie, still, wie sie gekommen, wieder zu Thür hinaus.

Die Polizei hatte schon selbst diesen Verdacht gehabt. Denn es war ruchbar geworden, daß Onkel und Neffe kürzlich in Feindschaft von einander geschieden und daß der Baron gedroht, sobald er nach Monplaisir zurückgekehrt sein würde, das zu Gunsten des Neffen lautende Testament zu vernichten und ihn zu enterben. Franz wurde verhaftet. Indessen, da die Untersuchung ergab, daß er zu der Zeit, wo der Mord geschehen sein mußte, nämlich um ein Viertel auf 9 Uhr, seit mindestens zehn Minuten ruhig in der Gaststube des „schwarzen Bären gesessen, so ließ ihn der Richter sofort wieder frei. Der Thäter blieb unentdeckt.

Franz Morant wurde durch die Erbschaft, die ihm nun zufiel, ein reicher Mann, Besitzer von Monplaisir, das Lucie Williams nun verließ. Doch wagte er erst nach zwei Jahren Karoline als seine Gattin heimzuführen; so stark war trotz des richterlichen Ausspruches im Publikum der Verdacht gegen ihn, und er mochte die öffentliche Meinung nicht sogleich wieder reizen. Seine Frau gebar ihm nach einander vier Kinder; aber obgleich scheinbar gesund und kräftig zur Welt gekommen, starben sie stets wieder nach wenigen Monden. Seine Schwiegerter, Frau Sillet, gerieth über diese sich immer wiederholenden Sterbefälle in die größte Aufregung. Das Gesinde in Monplaisir erzählte, wie sie oftmals in der Nacht mit durchdringendem Geschrei die Ruhe des Hauses störe, weil sie sich einbilde, von bösen Geistern verfolgt zu werden, und wie sie auch bei Tage zuweilen nicht recht bei Sinnen sei und vor sich hinflüsterte: „Sollte man glauben, daß der alte Mann so viel Blut in sich hatte!" Das letztere war eine Reminiscenz Macbeth, welches Stück sie in Brüssel gesehen hatte; es waren die Worte der Lady Macbeth, die sie wiederholte.

Von Tag zu Tag trieb sie es ärger; sie wurde geradezu irrsinnig. Franz Morant mußte ihr einen Wächter halten, damit sie nicht Unglück anrichte. Im Publikum erhielt der alte Argwohn jetzt neue Kraft; man war überzeugt, Frau Sillet kenne das Geheimniß jenes Mordes; sie habe er verschweigen um ihrer Tochter willen und sei nun darüber verrückt geworden. Man forderte, daß sie gerichtlich vernommen werde. Franz Morant mochte der öffentlichen Meinung nicht Trotz bieten. Moralisch gezwungen, trug er selbst darauf an, daß über die Ermordung seines Oheims noch einmal eine Untersuchung angestellt und daß auch seine Schwiegermutter befragt werde. Das Verhör fand im „schwarzen Bären" statt. Es ergab Anfangs nichts Neues, außer daß Frau Sillet bereits als junges Mädchen einmal gemüthskrank gewesen war. Dann wurde sie selbst hineingeführt. Sie war scheinbar ganz ruhig und gesammelt und beantwortete die Vorfragen durchaus vernünftig. Als aber darauf der Tod des Barons von Fleche zur Sprache kam, zeigte sie große Unruhe und murmelte: „Wo ist Franz? wo ist Karoline? Warum halten Sie sich fern? ich werde nichts sagen, nein! sie sollen mich eher in Stücke reißen!"

„Haben Sie gegen irgend Jemand wegen der Ermordung des Barons de Fleche einen Verdacht?"

Sie antwortete Anfangs nicht; dann aber schrie sie plötzlich: „Wer den Baron todtgeschossen hat? Ei gewiß, ich und der Teufel haben es gethan. Fragt ihn doch selber. Da steht er und grinzt mich an. Und er, er hat die Kinder gemordet! mit seinen Klauen hat er sie erwürgt. Ich habe es dem Doctor gesagt und ihm die blauen Flecke gezeigt, aber der wollte nichts sehen, der Lügner!"

Man wiederholte die Frage. Jetzt sprach sie ruhiger; in vertraulichem Tone gab sie zur Antwort: „Madame Relony hat den alten Mann todt gemacht." (So hieß die Schauspielerin in Brüssel, welche die Lady Macbeth dargestellt hatte.) Dann folgte wieder ein Wuthanfall; man mußte sie fortschaffen. Das Verhör endete also resultatlos.

Seitdem ging der Irrsinn bei Frau Sillet in Tobsucht über; sie ward einem Irrenhause übergeben. Morant verkaufte sein Gut und zog mit seiner Frau nach Holland. Hier gelangte das Paar zu dem Glücke, welches ihm bis dahin versagt gewesen. Es wurden ihm Kinder geboren, welche am Leben blieben und zur Freude ihrer Eltern schön gediehen.

Frau Sillet genas. Nachdem sie sechs Jahre in dem Irrenhause gewesen, wurde sie als vollkommen geheilt entlassen. In der That blieb ihre Vernunft fortan ungestört; sie lebte noch manches Jahr bei ihren Kindern, den Morants, machte sich ihnen in der Wirthschaft nützlich und stand auf gutem Fuße mit Allen, die sie hier kennen lernten. Sie vermied es nicht, bei Gelegenheit von dem Tode des alten Barons und von dem Einbildungen, an denen sie in Folge desselben gelitten, zu sprechen; sie that es jetzt mit größter Ruhe. Sie meinte, das Wahrscheinlichste sei wohl, daß der Unglückliche von irgend einem Straßenräuber erschossen worden, der sich bei Annäherung der Leute rasch und unbemerkt entfernt habe. Sie gestand, der Hauptgrund, warum sie damals irrsinnig geworden, sei ihre heimliche Angst gewesen, ihr Schwiegersohn möchte der Mörder sein; das Sterben der Kinder habe sie als die Rache Gottes für den Mord angesehen. Jetzt erkenne sie ihre Thorheit und sei von Morant's Unschuld ebenso überzeugt, wie von ihrer eigenen.

Allgemein war man geneigt, ihr vollen Glauben zu schenken. Nur ihr Tod weckte die früheren Zweifel wieder auf. Sie verfiel nämlich plötzlich, schon in den Sechzigern, wieder in Unruhe, mied die Menschen und gab eigenthümliche verkehrte Antworten, so daß die Kinder einen Rückfall des früheren Irrsinns befürchteten und auch die Aerzte diese Besorgniß aussprachen.

Es sollte jedoch nicht dahin kommen. Man fand sie eines Morgens in ihrem Schlafzimmer erhängt. Die gerichtliche Untersuchung ließ keinen Zweifel, daß sie selbst Hand an sich gelegt. Auch einige Papierfetzen fanden sich auf dem Boden, auf denen, wenn man sie zusammenstellte, die Worte zu lesen waren: „Die alte böse Zeit kommt wieder über mich — Ich muß sprechen — Das Blut des alten Mannes mahnt mich — Ich bekenne" —

Weiter enthielt der Zettel nichts, und die Gerichtsbeamten waren großmüthig genug, Herrn Morant und dessen Gattin nichts von diesem, ohnehin kein bestimmtes Zeugniß ablegenden Schriftstück mitzutheilen. Der freiwillige Tod der Frau Sillet hat ja jeder weiteren Nachforschung ein Ziel gesteckt.

Wasserversorgung Chicagos.

Der Fluß war ursprünglich seicht und seine beiden Arme entspringen gewissen Sumpfniederungen, die während des größten Theils im Jahr unter Wasser stehen. Dieses Flußwasser war eigentlich niemals trinkbar ohne vorherige Filtrirung. Die Brunnen auf der Chicagoer Flugsand-Prairie lieferten ebenfalls unschmackhaftes und ungesundes Wasser; einige artesische Brunnen wurden für Privatgebrauch von Fabriken gebohrt. Für die Gesammtbevölkerung wurde der Michigan See „angepumpt."

Thatsächlich ist das Wasser des Sees, wie es mannigfache chemische Untersuchungen ergeben haben, ein so von allen schädlichen Bestandtheilen freies Wasser, wie man es nur irgend als Trinkwasser für eine große Stadt wünschen kann. Ursprünglich hatte die Versorgung der Stadt mit Wasser aus dem See die alte hydraulische Compagnie in die Hand genommen, indem sie durch Dampfmaschinen das Wasser auf die Höhe eines zu diesem Zweck errichteten Wasserthurmes hinaufpumpte, von wo es sich, vermöge eigener Schwere, durch das Röhrensystem der ganzen Stadt verbreitete. Späterhin nahm die Stadt das Institut selbst in die Hände, und hat seitdem unverändert in der Hauptsache das ursprüngliche System der Wasserversorgung beibehalten. Doch die Ausbildung und Vervollkommnung desselben ist seit dieser Zeit eine fortwährende gewesen. Anstatt sich wie früher mit dem unreinen Wasser am Ufer des Sees zu begnügen, holte man sich bald das nöthige Trinkwasser 2 Meilen weit von dem Seeufer draußen aus einer Tiefe von 30 Fuß, wo der Schlamm und Schmutz des Abfalls der Stadt seine gesundheitschädliche Wirkung längst verloren hat. Zu diesem Zweck war die Anlage eines Wassertunnels nöthig; und zur Reinhaltung desselben die Errichtung des Crib. In E. S. Cresbrough fand die Stadt einen geschickten Ingenieur, der unter der Beihülfe von W. H. Blacke das Werk zu einem gediegenen Abschluß brachte. Am 17. März 1864 ward mit den Arbeiten begonnen vom Ufer aus; am 24. Juli 1865 begann die Versenkung des Crib.

Vom 22. Dez. desselben Jahres begann man mit der Tunnelgrabung vom Crib aus und arbeitete sich so von beiden Seiten entgegen, das Werk mit verdoppelter Schnelligkeit seinem Ende zuführend. Am 30. November 1866 trafen die beiden Theile des Tunnels, 8,275 Fuß vom Ufer entfernt, zusammen, und mit welch einer ausgezeichneten Genauigkeit man das geniale Werk geführt hatte, konnte man aus dem Umstand ersehen, daß die Richtung der Tunnelwandung der beiden Theile nur um ungefähr sieben Zoll differirte. Die Kosten der gesammten Wasserwerke bis zum 31. März 1867 beliefen sich nach Angabe des Raths der städtischen Arbeiten auf $2,373,919,80, wovon $475,844.95 auf die Ausgrabung des Tunnels kommen.

Wie ganz ungemein das Wasserröhrensystem an Ausdehnung zunimmt, zeigt der Bericht aus dem Jahre 1866; es wurden 60,554 Fuß Röhren oder 11 Meilen 2,476 Fuß im Verlauf desselben gelegt.

Die Ausgaben und Einnahmen belaufen sich ebenfalls beträchtlich hoch. Nach Angabe des Raths für öffentliche Arbeiten am 31. März 1866 wurde im vergangenen Jahr ein Gesammteinkommen von $302,017.59 mit einem Reinertrag von $84,520.05 erzielt. Das giebt eine Steigerung von $48,908.10 gegen das Vorjahr.

Im Jahr 1864 war es, wo das Entdecken und Aufsuchen von Petroleumquellen in seiner höchsten Blüthe stand. Im genannten Jahr ließ G. A. Schufeld hierselbst nach Petroleum bohren; anstatt Erdöl sprudelte ihm jedoch aus dem Erdinnern Quellwasser entgegen. So entstand der erste artesische Brunnen von Chicago. Die Weite des Bohrloches war 4½ Zoll und es floß daraus innerhalb eines Zeitraumes von 24 Stunden die erstaunliche Wassermenge von 600,000 Gallonen mit einer Temperatur von 58 Grad F. Da das Wasser klar und rein, wohlgeeignet für den Trinkgebrauch war, so gab dieser eine Erfolg bald mehrfache Veranlassung zur Bohrung von artesischen Brunnen zu Zwecken verschiedenster Art. Die Tiefe des von Shufeld angelegten Brunnens betrug 711 Fuß; so billig sind nicht alle Unternehmer weggekommen. Der artesische Brunnen, der hinter Conrad Seipp's Brauerei durch Herrn Seipp bohren gelassen ward, soll die Tiefe von 2000 Fuß bereits überschritten haben.

Von dieser ersten Quelle nur 9 Fuß entfernt wurde bald darauf eine zweite bis zur Tiefe von 694 Fuß gebohrt, die Wasser von der Beschaffenheit der ersten gab; nur noch freier von Schwefel. Beide Quellen zusammen mögen während der Zeit von 24 Stunden gegen 1,200,000 Gallonen reinen Wassers geben.

Am 14. Mai begann man in den Viehhöfen einen artesischen Brunnen zu bohren; doch bekam man erst Wasser in einer Tiefe von 1,032 Fuß. Es floßen aus diesem Brunnen 65,000 Gallonen Wasser täglich. Bei Anlegung des zweiten Brunnens in den Stock-Yards war man genöthigt, 2 Wasseradern, von denen jede nicht die hinreichende Menge Wasser gab, zu durchbohren, bis man in einer Tiefe von 1,190 Fluß eine dritte Ader erreichte, die ebenfalls über 60,000 Gallonen Wasser täglich lieferte.

Eine chemische Untersuchung des Wassers der beiden erstgebohrten Brunnen durch Herrn Dr. F. Mahla giebt ein Resultat von 1.1670 beigemischter erdiger Bestandtheile.

Die Anzahl der gebohrten artesischen Brunnen hat natürlich stetig zugenommen, die meisten sind für Industriezwecke angelegt worden, andere um Trinkwasser in einer Entfernung von der Stadt zu haben, wohin das Röhrennetz der städtischen Wasserleitung noch nicht reicht. So sind z. B. die beiden ersten Brunnen an der West Chicago Ave., 3½ Meile vom Seeufer entfernt, angelegt.

Die Schmackhaftigkeit des Wassers ist nicht immer dieselbe. Wer von unsern geneigten Lesern hat nicht schon das Wasser des artesischen Quells im Lincoln Park versucht, und dasselbe, wenn der Durst nicht sehr groß war, nicht wieder mit Indignation ausgespuckt? Es schmeckt fast, als ob die Quellennymphen im Schooß der alten Mutter Erde den faulen Witz des kursächsischen Hofnarren von Kyau wiederholen wollten, der mit großer Vorliebe bei den möglichst unpassendsten Gelegenheiten den Leuten kleine Abführpülverchen in die Getränke schüttete um sich dann an der peinlichen Verlegenheit der Geprellten weiden zu können.

Eine andere Frage ist die, wie lange der Vorrath des Quellwassers ausreicht, um immer neue gebohrte Quellen mit dem nöthigen Wassergehalt zu versorgen? Nicht allzulange mehr, glauben wir. Das aus dem artesischen Brunnen sprudelnde Wasser kommt von einem unterirdischen Wasserbehälter, dessen Grund gewöhnlich eine Thonschicht zu sein pflegt, und in dem sich alles Wasser ansammelt, was von der Erdoberfläche herniedersickert, soweit jene Thonschicht sich erstreckt. Natürlich ist das nur von beschränkter Menge. Und so wird es denn nach und nach geschehen, daß bei Anlegung immer neuer Quellen die schon vorher angelegten schwächer u. schwächer laufen werden; bis zuletzt die Besitzer der schon vorhandenen Quellen zu der Ansicht kommen werden, daß ein Butterbrod, wenn es in hundert kleine Theilchen getheilt wird, Keinen mehr befriedigt, und werden sich durch irgend einen maßgebenden Gerichtshof die Anlegung neuer artesischer Brunnen höflich, aber entschieden verbitten lassen. C. B.

Verschiedene Deutung.

An den Hof Jakob's I. von England (1603 — 25) kam einst ein spanischer Gelehrter von großem Ruf. Im Laufe des Gesprächs frug ihn der König, der sehr stolz auf die Vorzüge seines Reiches war, nach seiner Meinung über England und die Leistungen seiner Gelehrten insbesondere. Der höfliche Spanier erwiderte hierauf mit eigenen schmeichelhaften Bemerkungen; „nur," fügte er hinzu, „vermisse ich bei aller Anerkennung, die ich der Tüchtigkeit der englischen Gelehrten zollen muß, am Hofe Ew. Majestät eine Kunst, in der ich selbst Meister bin, wie ich wohl behaupten darf. Ich bin nämlich Professor der Mimik, habe aber im Reiche Ew. Majestät Niemanden gefunden, der sich mit mir messen könnte.

Der König, dessen Eitelkeit keinen Tadel vertrug, bestritt dies.

— Hier wohl nicht, sagte er, — aber zu Oxford an der Universität besitze ich einen Professor, einen ebenso ausgezeichneten Mimiker, wie Ihr einer sein mögt, und ich bedauere, daß er nicht zugegen ist, um Euch den Beweis davon zu liefern.

— So werde ich den Mann aufsuchen, und wenn er tausend Meilen von hier entfernt wäre, rief der Spanier enthusiastisch, anstatt sich, wie der König gehofft, bei der bloßen Thatsache zu beruhigen.

Am nächsten Tage trat er auch wirklich die Reise nach Oxford an, doch hatte schon vorher der König einen Courier an den Senat der Universität entsendet, um die Professoren auf die Ankunft des fremden Gelehrten vorzubereiten; man solle ihn würdig empfangen, Se. Majestät aber unter keiner Bedingung compromittiren; ihrem Scharfsinn bleibe es überlassen, sich mit Anstand aus der Affaire zu ziehen. — Diesem königlichen Auftrage gegenüber befanden sich die großen Geister von Oxford in nicht geringer Verlegenheit, als der Spanier ankam. Man half sich zuerst mit der Ausflucht, daß der betreffende Professor der Mimik allerdings in Oxford sei, jetzt aber zufällig einen Urlaub genommen habe und vor drei Monaten nicht zurückkehren werde.

— Gut, ich werde in diesem Falle in drei Monaten zurückkommen, entgegnete der Fremde mit der majestätischen Grandezza, die seiner Nation eigen.

Er hielt Wort. Drei Monate später ließ er sich wiederum beim Senat der Hochschule anmelden. Ein abermaliges Verleugnen war nicht mehr möglich, und so entschloß sich denn das hohe Collegium zu folgendem Ausweg: In der Stadt Oxford lebte ein einäugiger Schlächtermeister, der wegen seines lebhaften und drolligen Geberdenspiels bekannt war. Diesen Mann citirte man zur Universität, steckte ihn in das Amtskleid eines Professors der Gottesgelahrtheit und schärfte ihm ein, mit dem Fremden, welchen man ihm gegenüber stellen würde, kein Wort zu sprechen, sondern sich lediglich auf Gesticulationen zu beschränken; Gesichter könne er schneiden, so viel er wolle, aber um Himmelswillen die Lippen nicht öffnen. Gesagt, gethan. Nach kurzem Harren führte man den Spanier zu dem Fleischermeister, der ihn im feierlichen Ornat allein in einem Zimmer empfing. Der Mimiker machte ihm beim Eintreten eine Verbeugung, die der Einäugige erwiderte, dann hob er einen Finger in die Höhe, worauf der Oxforder zwei Finger in die Höhe hielt. Nun hob der Spanier noch einen dritten Finger empor, während der Fleischer die erste Hand ballte. Jetzt griff der Gelehrte in die Tasche seines zweiten Talars und zog eine Orange heraus, die er vor dem Bürger hin und her schwenkte, darauf holte dieser ein Stück Schiffszwieback oder Brod hervor und zeigte dies seinem Gegner hin. Mit befriedigtem Gesicht machte ihm nun der merkwürdige Fremde eine zweite Verbeugung und verließ das Zimmer, um sich in den Prunksaal der Akademie zu begeben, wo das Professorencollegium in athemloser Spannung versammelt war, den Ausgang der seltsamen Unterredung erwartend.

— Nun, wie ist unser gelehrter Gast zufrieden? frug ihn der Rector der Universität nach seinem Eintritt.

— Vorzüglich, betheuerte der Angeredete lebhaft, — ich bekenne, daß ich einen mir ebenbürtigen Geist in Ihrem hochgeschätzten Confrater gefunden habe. Nachdem ich ihn begrüßt, hob ich einen Finger empor, um ihm zu sagen, daß es nur einen Gott giebt; darauf antwortete er mir, indem er zwei Finger in die Höhe hielt, daß Gott sich auch in seinem Sohne offenbart habe; ich hob jetzt auch den dritten Finger empor, dadurch ausdrückend, daß zu Vater und Sohn auch der heilige Geist gehöre, und nun ballte er die ganze Hand zusammen, zum Zeichen, daß die Drei doch Eins sind. Darauf holte ich eine Orange hervor, um anzudeuten, wie köstlich die Früchte des ewigen Lebens sind, und er zeigte mir ein Stück Brod, wodurch er mir zu verstehen gab, daß das Brod des ewigen Lebens doch noch herrlicher und mehr zu preisen sei. Und damit hatte unsere Unterredung ein Ende.

Hiermit schied der Spanier, um sich an den Hof Jakob's I. zurück zu begeben, und die Versammlung ließ nun den ehrsamen Fleischermeister vor sich bringen und erkundigte sich nach dem Resultat seiner Unterhaltung mit dem fremden Mimiker.

— Als der gelehrte Herr hereinkam, berichtet derselbe, — machte er mir zuerst eine Verbeugung; darauf machte ich ihm, wie es Schick und Brauch, auch eine; dann hob er einen Finger in die Höhe, um mir zu sagen, daß ich nur ein Auge habe, und ich hob zwei Finger empor, zum Zeichen, daß er zweie habe. Da hielt der Kerl drei Finger empor, er wollte mich verhöhnen, daß wir Beide zusammen nur drei Augen hätten, ich aber gerieth in Zorn und drohte ihm mit der Faust. Jetzt holte er ein rundes Ding, so einen dunkelgelben großen Apfel aus der Tasche und fuhr mir damit vor dem Gesicht hin und her, aber ich ließ mich dadurch nicht verblüffen, sondern hielt ihm ein Stück Brod unter die Nase, das ich gerade bei mir hatte, womit ich meinte, daß mir mein ehrliches tägliches Brod doch lieber sei, als seine ausländischen Pomeranzen. Das schien er auch einzusehen, denn er machte mir wieder eine Verbeugung — ich ihm auch eine — und ging.

Dies war die Entrevue der beiden berühmten Mimiker — aber die Ehre der Oxforder Universität war gerettet!

— Es ist kaum glaublich, mit welcher Unkenntniß und mit welchem Leichtsinn beim Adressiren von Briefen verfahren wird. Um sich einen Begriff davon zu machen, muß man Zutritt zum „Searcher's"-Bureau im Postamte haben, in welches alle Briefe mit fehlerhaften Adressen oder unvollständiger Frankirung eingeliefert werden. Mangelhafte Orthographie; Auslassen näherer Bezeichnung bei Orten, die dutzendweise existiren; Anomalien wie: „Cuyahoga County, Missouri, North-Amerika, United States", oder Hieroglyphen, die überhaupt nicht zu entziffern sind, kommen jeden Tag hundertfach vor und liefern den Beweis, wie miserabel es noch mit unserer Volksschulbildung bestellt ist und wie zweckmäßig es wäre, wenn unsere Regierung einen kleinen Bruchtheil der anderwärts verschwendeten Gelder zur Herstellung von Postkarten verwenden wollte, um geographische Kenntnisse zu vermehren. Mit dieser Unkenntniß geht aber hier ein Leichtsinn Hand in Hand, der geradezu staunenerregend ist. Briefe, deren Handschrift die Vertrautheit mit der Feder verräth, werden mit angefangener, oder ganz ohne Adresse in die Briefkasten geworfen. Briefe mit Geld oder Wechseln, selbst in Summen von $10,000 und noch mehr, werden unverschlossen darin gefunden. Und nicht etwa in vereinzelten Fällen, sondern Dutzendweise Tag für Tag, von unserer vielgerühmten — Geschäftswelt! Innerhalb des am 15. November abgelaufenen Jahres sind auf der New Yorker Post 28,560 unbestellbare Briefe, und zwar 18,036 von außerhalb und 30,624 aus der Stadt angekommen, ein beschämendes Resultat für die Stadt New-York, die hierdurch gegen andere Theile des Landes an Schulbildung zurück steht. Die Beamten, welche solche Briefe zu entziffern haben, müssen eine wahre Fischnatur haben, um die Geduld nicht zu verlieren. Man muß aber der Postbehörde nachsagen, daß sie alles Mögliche thut, um Lücken auszufüllen, Sinn in den Unsinn hineinzubringen, und in letzter Instanz durch Veröffentlichung in den Zeitungen die Adressaten zu ermitteln, ehe sie einen Brief in den großen Schmelztiegel der „Dead Letter Office" in Washington verschwinden läßt. Mit Zeitungen und Paketen ist, wenn auch in minderem Maße, ganz dasselbe der Fall.